
Iris Därmann, *Undienlichkeit. Gewaltgeschichte und politische Philosophie*

Matthes & Seitz Berlin: Berlin 2020. 510 Seiten, € 38,00

„Ah, die alten Fragen, die alten Antworten, da geht nichts drüber“, ruft der blinde und gelähmte Protagonist Hamm in Becketts *Endspiel*. Die Berliner Kulturwissenschaftlerin Iris Därmann, die von der Phänomenologie herkommt, ist um neue Perspektiven bemüht. *Undienlichkeit* heißt ihr jüngstes Buch, das die Widerstandsformen von Sklaven und die Überlebensstrategien der Häftlinge in Konzentrations- und Vernichtungslagern unter einem Titel zusammenbringt. „Undienlichkeit“ umfasst alle Arten von Verweigerung: Widerstand wird nicht allein als offene Rebellion verstanden, sondern dazu zählt die Autorin – wie viele Sozialhistoriker vor ihr – Zurückhaltung von Arbeit, Sabotage, Diebstahl, Flucht, Selbstverstümmelung, Suizid, aber auch die Gefühle der Trauer und Melancholie. Leider geht das alles mit akademisch recycelten Begriffen einher, die großenteils der Schule von Foucault, Derrida und anderen entstammen. Därmann fragt nach „passivierenden und ästhetischen Widerständen“ (S. 305), folgt dem „poietisch-politischen Verständnis“ von Alltagspraktiken des französischen Soziologen Michel de Certeau (S. 32) und beschreibt mit Deleuze / Guattari „Fluchtlinien des Politischen“ (S. 14). Hier einige weitere Glanzlichter, die schon in der Einleitung des Buches aufgesteckt werden: „Thanatopolitik“, „politische Zoologie“, „Gewaltperformative“, „Kommodifizierung“, „De- und Reterritorialisierung“, „Assemblage“, „Transitivität“ und so weiter; oder um im Satzzusammenhang zu zitieren (es geht um afro-amerikanische Sklaven, die von den Plantagen flohen, die sogenannte *Marronage*): „Durch die Vermehrung der dekolonialen Fluchtlinien und Anfachung der Deterritorialisierungsbewegungen [...] zeichneten sie transatlantische Trajektorien ins Hinterland und bildeten fugitive As-

semblagen revolutionärer Selbstbefreiung.“ (S. 29) Der historische Gehalt der Kampf- und Widerstandsformen von unten verflüchtigt sich in solchen Floskeln zusehends.

Große Teile der lose verbundenen Essays des Buches handeln allerdings nur indirekt oder gar nicht von der „Undienlichkeit“, sondern sie stellen die politische Philosophie der Neuzeit in Zusammenhang mit den jeweils herrschenden Gewaltverhältnissen. Die Autorin nennt das „Dekonstruktion“. Hobbes legitimierte die Kolonisierung Nordamerikas, Locke profitierte vom transatlantischen Sklavenhandel (was man vielleicht nicht wusste), Carl Schmitt war der fürchterliche „Kronjurist“ des Dritten Reichs, Heidegger forderte 1933 den „Dienst an der Volksgemeinschaft“, beide waren Antisemiten (was man wusste). Was sucht Marx in dieser Reihe, was Hannah Arendt? Marx verschob die „Aufmerksamkeitsökonomie“ von der Sklaverei der Schwarzen hin zur Ausbeutung der Arbeiterklasse, der „weißen Sklaverei“. Ihm – wie schon Hegel – fehlte ein „multiethnisches Verständnis des Proletariats“ und die Vorstellung eines revolutionären Transatlantiks (S. 35, 165). Einzig seine Anprangerung der Kinderarbeit in England findet Därmanns Zustimmung. Arendt wiederum hat den jüdischen Widerstand marginalisiert, weil ihr Begriff des Politischen ganz auf das Handeln, die *vita activa*, ausgerichtet war.

Und was soll „Dekonstruktion“ in diesem Zusammenhang heißen? Nicht etwa eine Ideologiekritik alter (Frankfurter) Schule, aber auch von Derrida sind wir hier weit entfernt. Es geht um eine „Korrespondenz zwischen der Real- und der Ideengeschichte“. Die klassischen Schriften der politischen Philosophie müssten, so schreibt Därmann, „kontextualisiert“ und „in jene historischen Nahverhältnisse zurückschleift werden, in denen sie jeweils entstanden sind“, und dies unter „Beachtung des ökonomischen, kolonialen und rassistischen Engagements ihrer Autoren“ (S. 33 f.). Dass man bei der Lektüre von Texten die Zeitumstände ihrer Entstehung und die Interessen der Verfasser im Auge behalten sollte, ist nicht sonderlich neu. Nur hieß das früher nicht Dekonstruktion.

Wer nun allerdings den Band nach den „Einleitenden Bemerkungen“ aus der Hand legen möchte, sollte dies nicht tun. Iris Därmann hat eine hochinteressante Essaysammlung vorgelegt, die man mit Gewinn liest. Sie beruht auf einer Unmenge von Quellen und Literatur, die akribisch nachgewiesen werden. (Der Anmerkungsapparat umfasst weit mehr als ein Drittel des Buches, und nicht alle Nachweise sind hilfreich oder überhaupt nötig. Dagegen ist der Kanon der postkolonialen Literatur der Autorin offenbar so vertraut, daß sie ihn nicht mehr für erwähnenswert hält.) Die einzelnen Texte bieten überraschende, auch verstörende Einsichten, nicht zuletzt durch die Verbindung von ethnographischen, kulturwissenschaftlichen und bildtheoretischen Ansätzen.

Lassen wir beiseite, dass die Staatstheorie von Hobbes und die Lockesche Begründung des Eigentums durch (fremde) Arbeit vielleicht allzu einseitig als Legitimationsideologie des englischen Kolonialismus und des agrarkapitalistischen Plantagensystem in Nordamerika interpretiert werden. Därmanns Darstellung der transatlantischen Schiffspassagen und der Sklavenmärkte, auf denen die zur Schau gestellten Körper gehandelt wurden, ist beklemmend. Wichtig und überzeugend scheinen uns vor allem die – mit der Kritik an Marx verbundenen – Hinweise auf den globalen Zusammenhang zwischen der Plantagensklaverei und der Überausbeutung in den englischen Fabriken. Das „Gang-System“ und die Betriebsform der Plantage (Därmann spricht bewusst von „Sklavenmanagement“) unterschieden sich nur wenig von der fabrikmäßigen Arbeitsteilung, die beide auf die Effizienz und Rhythmisierung körperlicher Bewegungen angelegt waren. Doch in einem stellte die Plantage einen Sonderfall dar: Sie diente zugleich der Sklavenzüchtung, denn der Nachwuchs an Sklaven ließ sich besser verkaufen als Baumwolle und Tabak. Mit Abtreibungen nach einer Vergewaltigung wehrten sich die afroamerikanischen Sklavinnen gegen diese Kapitalisierung weiblicher Reproduktionsfähigkeit.

Von den vielfältigen Praktiken des Widerstands und der Flucht von Sklaven, die die Autorin behandelt, sei hier noch das *dancing and singing* hervorgehoben. So erfahren wir, dass der ekstatische Tanz (Trommeln

war in Nordamerika verboten), der den Weißen als exzessiv und lasziv erschien, vor allem ein Ausweg war, ein Sich-Wegstehlen aus der Gewalt der Versklavung und eine imaginierte Rückkehr nach Afrika. Andere Tanzformen der Schwarzen stellten eine Nachahmung europäischer Formationstänze oder eine – den Weißen unverständliche – Parodie von *whiteness* dar, die sie später, als der „schwarze Modetanz“ aufkam, selber übernahmen.

Därmanns Entzifferung der Werke de Sades und ihrer Darstellung despotisch-sexueller Grausamkeiten vor dem Hintergrund der kolonialen Institution der Sklaverei (in dem Kapitel „Die Peitsche“) ist meisterhaft. Gleiches gilt für die bildanalytisch geschulte Untersuchung der multiplen Verwendung von Abbildungen geschundener Sklavenkörper und Lynchphotographien zu pornographischen Zwecken wie in der Propaganda der Abolitionisten. Erhellend sind auch die Ausführungen über Carl Schmitts Selbstentnazifizierung nach 1945 unter der „Maske“ des Benito Cereno, jenes Kommandeurs eines Sklavenschiffes in Melvilles großer Erzählung. Und wer glaubt, dass über Auschwitz alles gesagt sei, der lese das Kapitel über die Geschichte der Nummerntätowierung. Diese Geschichte beginnt mit den Besitz- und Strafmarkierungen, dem kolonialen *branding* der Sklaven. Sie setzt sich fort in der Verwendung der angeblich unter „Verbrechern“ verbreiteten Tätowierung für kriminalanthropologische und erkennungsdienstliche Zwecke und führt zu frühen Vorschlägen zur Zwangstätowierung. Die Nummerntätowierung in Auschwitz diente Därmann zufolge vor allem der betriebswirtschaftlichen Optimierung des Häftlingseinsatzes im Zwangsarbeiterlager Monowitz. Der Atem stockt einem, wenn man erfährt, dass Tätowierstempel, wie sie ursprünglich aus der Tierzucht stammten, für die im Lager Auschwitz neugeborenen Säuglinge verwendet wurden (S. 276).

Gibt es einen leitenden Gedanken, der dieses Buch zusammenhält? Därmann folgt einem Begriff des Politischen, der vom „Körper“ (oder mit Agamben: vom „nackten Leben“) ausgeht. Gewaltpraktiken werden zuvörderst als „Reduktion von Menschen auf bloße Körper“ bestimmt

(S. 35), Widerstand oder „Undienlichkeit“ heißt, „sich mit dem eigenen Körper dagegen zur Wehr zu setzen, auf einen bloßen Körper, auf schiefe Dienstbarkeit, Arbeitskraft und sexuelle Verfügbarkeit reduziert zu werden“ (S. 16). Politik vom Körper aus zu denken, ist heute vielleicht aktueller denn je – man denke an *Black Lives Matter* und das Schicksal der Flüchtlinge auf dem Mittelmeer.

Allerdings kommt der Autorin hier eine Überlegung in die Quere, die an das Heideggersche „Sein zum Tode“ erinnert, wenn sie schreibt: „Ohne die Transitivitytät auf den Tod hin ist das Politische selbst nicht denkbar.“ (Ebd.) Ähnliche Formulierungen, in denen der Tod als Grenzbegriff gesetzt wird, finden sich ausgerechnet bei der Explikation des Marxschen Arbeitsbegriffs. Arbeit als Tätigkeit zum Zweck der menschlichen Selbsterhaltung ist eine ewige Naturnotwendigkeit, unabhängig von jeder bestimmten Gesellschaftsform, sagt Marx. Oder in jenen Worten, mit denen Marx erstmals sein materialistisches Geschichtsverständnis umreißt: Arbeit ist die „Produktion des materiellen Lebens selbst“. Wie interpretiert Därmann das? „Die ‚notwendige Arbeit‘ schiebt den eigenen Tod auf. Sie ist eine Praxis sterblicher Wesen, die (noch) nicht sterben wollen. Arbeit ist die Praxis der *différance* schlechthin [jetzt mit Verweis auf Derrida], des Aufschiebs und der Näherung des eigenen Todes zugleich“, letzteres durch die Verausgabung von Kräften (S. 179). Konstitutiv für jede Form von Arbeit sei, fährt Därmann fort, diejenige Arbeit, die nicht allein der eigenen Erhaltung dient, sondern die den Tod des Anderen aufschiebt. Diese „Fremderhaltung“ durch „freie Mitarbeit für einen Anderen“, verstanden als Gegenteil von Dienstbarmachung, wird nun „Trauerarbeit“ genannt (wiederum ein Begriff Derridas, der ursprünglich von Freud stammt). Daher müsse, so die Schlussfolgerung, „menschliche Arbeit im Zeichen der Undienlichkeit von der Trauerarbeit aus gedacht werden“ (S. 179 f., 181). Offen gestanden erschließt sich uns der Sinn dieser Sätze nicht. Aber wir sind sicher, dass sie mit Marx nichts zu tun haben. Es bestätigt sich der Eindruck, dass sich diese Art des Denkens von jedwedem Materialismus verabschiedet hat, der uns unverzichtbar scheint.

Ein letzter Punkt. Das Buch legt einen veränderten Blick auf den Nationalsozialismus und den Judenmord nahe. Durch die Zusammenstellung bereits veröffentlichter und eigens für diesen Band geschriebener Texte mag ein falscher Eindruck entstehen, doch die Kontinuitätslinien, die Därmann von der Plantagensklaverei zur „Vernichtung durch Arbeit“ in Auschwitz zeichnet, passen in die gegenwärtige Diskussion über die Neuausrichtung der Erinnerungspolitik. Man kann der Autorin nicht unterstellen, dass sie sich an einer den Holocaust relativierenden „Kulissenverschiebung von Auschwitz nach Namibia“ beteilige, für die Horst Bredekamp unlängst in einer Polemik den Postkolonialismus verantwortlich gemacht hat (FAZ vom 8. März 2021). Aber sie stellt doch eine ganze Reihe von Bezügen zwischen dem Kolonialismus und dem Genozid an den Juden, zwischen Rassismus und nazistischer Vernichtungspolitik her. Dazu benutzt sie das Braudelsche historiographische Konzept der *longue durée*. So verspricht sie in der Einleitung, „die Codierungen von Gewalt und der Inbesitznahme durch Tätowierung und *branding*, und zwar in einer gewissen *longue durée* bis zur Nummerntätowierung in Auschwitz“, sichtbar zu machen (S. 35). Nun besagt die Evidenz der Übereinstimmung von Markierungstechniken natürlich nichts über die Unvergleichlichkeit des Holocaust, ebenso wenig wie es der Aufweis ähnlicher Formen von Gewalt tut. Aber vielleicht müsste man noch einmal diskutieren, inwiefern die Singularitätsthese, die ja immer auch eine erinnerungspolitische Funktion hatte und heute deutsche Staatsdoktrin ist, gleichwohl historisch richtig und festzuhalten ist und welche Erkenntnisse eine komparatistische Gewaltgeschichte unter Einbeziehung des Kolonialismus bieten kann.

Ablrich Meyer